

Montag, 18. März 2019

Die Großmutter ist mit dem Enkelkind auf dem Spielplatz. Sie ist eine aufmerksame Person. Immer wieder blickt sie von ihrem Buch auf und vergewissert sich: Die Enkelin buddelt im Sandkasten. Wieder ein Blick. Jetzt ist sie plötzlich weg. Auf der Rutsche ist die Kleine nicht und auch nicht dort hinten an der Schaukel. Jetzt wird die Großmutter unruhig. Rasch durchkämmt sie den Spielplatz. „Haben Sie mein Enkelkind gesehen, lange Haare, roter Pulli?“ Die anderen Erwachsenen schütteln den Kopf. Jetzt kommt Panik in ihr auf. Das Tor auf der anderen Seite des Spielplatzes ist halb geöffnet, dahinter die vierspurige Straße. Sie läuft los, erreicht das Tor. Nichts, keine Enkelin. Vor ihrem Auge entstehen die schrecklichsten Bilder. Da zupft es von hinten an ihr, sie dreht sich um. Hinter ihr steht, mit großen Augen, die Kleine. Gott sei Dank! In *einem* Moment fällt ihr die Last vom Herzen.

Danken können ist nicht nur etwas für harmlose Zeiten, Zeiten, in denen es schön ist und ruhig und sonnig. Danken können zehrt von der Erfahrung, in Not zu sein und plötzlich zu spüren, wie ungesichert das Leben ist. Und trotzdem bewahrt zu sein.

Im christlichen Gottesdienst und vielleicht auch in unserem Leben steht eher das Bitten im Vordergrund. Im Gottesdienst wird eine *Für-Bitte* ausgesprochen. Weil Menschen etwas nötig brauchen, bitten wir Gott. Es gibt viel, um das wir bitten müssen. Aber: Gehört zum Bitten-müssen nicht auch das Danken-können? Eine junge Frau hat neulich nach dem Gottesdienst bemerkt: „Christen bitten oft und danken selten. Warum gibt es neben der Fürbitte nicht auch ein „Danke für“?“

Der Theologe Fulbert Steffensky äußert eine persönliche Empfindung, die ich sinngemäß notiert habe:

„Ich vermute, dass Danken-können auch mit dem Älter werden zu tun hat. Je älter man wird, umso mehr hat man Augen für das kleine Gelingen. Darin steckt ein Stück Resignation, aber keine falsche Art, sich abzufinden. Das Leben lehrt uns, wie wenig wir die eigenen Lebensmeister sind. Wir spüren, wie sehr wir uns verdanken.“

Worte auf den Weg/für den Tag

18. - 23. März 2019

Pfarrer i.R. Helmut Ruppel, Berlin

Dienstag, 19. März 2019

In der kirchlichen Tradition sind die gegenwärtigen Wochen bis zum Osterfest eine Zeit des „Fastens“. Fasten ist im öffentlichen Gespräch; Apothekenzeitschriften werden zu Lebensratgebern; Fasten gilt als Heilmittel und wichtige Form der Gesundheitsvorsorge.

Ein Blick in die Bibel lehrt uns, dass auch Jesus aus Nazareth gefastet hat, nur einmal, dann aber gleich richtig: 40 Tage fastete er! Warum tat er sich das an, ein ganz gewöhnlicher Synagogengänger? Der nie die geistliche Versenkung suchte, sondern immer da auftauchte, wo etwas los war. Er war beileibe kein Kostverächter, „Fresser und Weinsäufer“ nannten ihn einige im Lande. Dann ließ er noch die Jünger Ähren abreißen für ein pastorales Elementarmüsli auf freiem Felde, und das alles am Schabbat, an dem Ernten ja nicht erlaubt, zumindest umstritten war. Er begann im Übrigen sein öffentliches Wirken mit 600 Litern gutem Wein bei einer dörflichen Hochzeit, so weiß es das Johannesevangelium. Hätte es nicht auch ein einfacher Landwein getan?

40 Tage fasten – warum tut Jesus sich das an? Ich vermute, um Hunger zu bekommen, so richtig Hunger, Hunger, der geradezu wehtat. „Als er vierzig Tage und Nächte gefastet hatte, bekam er Hunger“, sagt die Bibel. Hunger worauf, wonach? „Er zog in ganz Galiläa herum und heilte alle,“ berichtet sie. Von überall her kamen sie, die Angsterfüllten und Enttäuschten, die Ausgebrannten und Obdachlosen, die Kranken mit allem, was sie beschwert. Nein, schlanker wollte Jesus nicht werden. Aber sensibler, offener für das, worauf es ankam. Nein, abnehmen wollte er nicht, sondern zulegen. Zulegen an Solidarität mit jenen, die nichts hatten, worauf sie hätten fastend verzichten können. Es geht beim biblischen Fasten nicht um schmalere Hüften, sondern um ein breiteres, weiteres Leben, um ein im tiefsten Sinne des Wortes unbeschwerteres Leben.

Worte auf den Weg/für den Tag

18. - 23. März 2019

Pfarrer i.R. Helmut Ruppel, Berlin

Mittwoch, 20. März 2019

In wenigen Wochen ist sie da, in diesem Jahr mehr beachtet als sonst, in der Vergangenheit reichlich unpopulär, dabei enorm wichtig – die Europawahl am 26. Mai. Eine Stimmung genereller Gereiztheit bildet den Hintergrund für antieuropäische Propaganda.

Verdrießlichkeit, das Gefühl, dass alles schlechter wird, lautstarke Misstrauensbewegungen wollen die öffentliche Stimmung regieren. Fremdenhass plagt den Kontinent. Nun ist die Geschichte der Deutschen aus den unterschiedlichsten Herkunftsn zusammengewürfelt, doch ständig ertönt der Ruf nach Einheit und Reinheit der Nation.

Carl Zuckmayer erzählt in seinem Theaterstück „Des Teufels General“ typisch deutsche Familiengeschichten:

„Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Dann kam ein jüdischer Gewürzhändler, ein ernster Mensch, der vor der Heirat Christ wurde und die katholische Haustradition gründete, dann ein griechischer Arzt und ein keltischer Millionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Offizier Napoleons, ein desertierter Kosak, ein wandernder Bursche vom Elsass, ein böhmischer Musikant und ein französischer Schauspieler -von den Frauen gar nicht erst anzufangen, und alle haben sie geliebt, gerauft, geheiratet und Kinder gezeugt....“ so weit Zuckmayer.

An dieser bunten Pralinenschachtel müsste sich jede deutsch-nationale Partei verschlucken...

Wie seltsam, seine Einheit dadurch zu sichern, in dem man gegen etwas ist. Das verlässlichste Buch, das Leben mit Fremden (wahr)zunehmen, ist die Bibel. „Ihr sollt den Fremdling lieben“, so lautet, auch statistisch, das am häufigsten genannte Gebot der Bibel, ja, das am häufigsten genannte Gebot. Wie schlagend aktuell ist Luthers Verständnis des 8. Gebotes: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten – Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben. dass wir unseren Nächsten nicht belügen, verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ Wie gedacht, geschaffen und geschrieben für eine Europawahl.

Worte auf den Weg/für den Tag

18. - 23. März 2019

Pfarrer i.R. Helmut Ruppel, Berlin

Donnerstag, 21. März 2019

Ein Leitwort des Europawahl-Kampfes heißt: *Gerechtigkeit!* Zu Recht, denn die Menschen wollen wissen, welche Gestalt Gerechtigkeit, Großzügigkeit und Solidarität annehmen müssen, damit wir eine menschliche Gesellschaft bleiben. Gerechtigkeit – an eine biblische Tradition will ich erinnern, die aufstrahlt in folgendem Wort: „Ein Gerechter ist wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht ohne Wolken, wenn vom Glanz nach dem Regen das Gras aus der Erde wächst.“ Das heißt: *Gerechtigkeit macht schön!*

Die Bibel hat den Mut, Schönheit und Gott nicht zu trennen: „Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes, Licht ist sein Kleid.“ Die Schöpfung ist schön, die bezaubernde Schönheit der Rosenblüte, die Blütenblätter des Storchenschnabels, das tiefe Blau der Clematis, sie alle sind schön im Zusammenspiel von Regen und Licht. Das Zusammenspiel macht auch die Schönheit zwischen Menschen aus: „Brich dem Hungrigen dein Brot, dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte.“ *Gerechtigkeit lässt Menschen, die teilen, schön werden...*

Was ist schön? Das Gesicht des Menschen, der sich uns in Liebe und Zärtlichkeit zuwendet, das Gesicht der Mutter, wenn wir aufwachsen, der Freundin, wenn wir erwachsen werden, des Lebensgefährten, wenn die Jahre uns prägen, das Gesicht des fremden Flüchtlings, dem wir helfen konnten, die leuchtenden Augen der kleinen Familie, für die wir eine Wohnung fanden. Immer, wenn Menschen einander gerecht werden, leuchten Zuwendung und Schönheit auf. Die biblische Gerechtigkeit meint nicht jene Dame mit der Waage in den Händen und der Binde vor den Augen – im Gegenteil: Gerechtigkeit meint offene Augen, ausgestreckte Hände, Arme zum Festhalten – schön werden wir, wenn wir einander gerecht werden. Wie selten gelingt es, dass die „Sonne der Gerechtigkeit“ über Menschen aufgeht. Und doch: „Menschen gerecht werden“, daran kann man arbeiten, jeden Tag. Der Berliner Theologe Helmut Gollwitzer hat gesagt: „Die Welt ist schrecklich und die Welt ist schön.“

Es ist das „und“, das wir wählen und nicht aufgeben dürfen.

Freitag, 22. März 2019

Zwei sehr unterschiedliche Männer diskutierten vor kurzem in der Katholischen Akademie Dresden-Meißen ein herausforderndes Thema zur Europawahl – es ging um das Motto: „Ich hasse nicht zurück!“ Gerhard Feige, Bischof von Magdeburg, und Gregor Gysi, Spitzenstimme der europäischen Linken, saßen dabei auf dem Podium. Das Thema brachte Gysi zu der bewegenden Formulierung: „Meine Feinde lieben, wie Jesus gesagt hat, kann ich nicht. Aber: Ich hasse nicht zurück, lieber Herr Bischof.“

„Du sollst deinen Feind lieben“, diesen Satz hat Jesus uns ins Stammbuch geschrieben. Jede und jeder von uns weiß, wie schwer uns schon Vergebung fällt, sogar gegenüber Menschen, die wir gern haben. Wie soll das dann gehen und aussehen: die Feinde lieben. Meine Gefühle sind gegenüber dem Feind ganz anders als gegenüber dem Freund. Ich lüge mir etwas vor, wenn ich so tun würde: Ich habe Sympathiegefühle für dich, komm her, lass dich umarmen!

Doch das ist in der Bibel auch nicht gemeint. *Den Feind lieben ist kein Gefühl!* Den Feind lieben ist ein Verhalten gegenüber einem Menschen, der mir übel will. Den Feind lieben heißt nicht: Ich habe dich gern. Den Feind lieben heißt: Obwohl du mein Feind bist, halte ich mich zurück. Ich lasse es nicht zur Eskalation kommen, schlage nicht zurück, intrigiere nicht, erkläre dich nicht zum Nichtmenschen, versuche, fair zu bleiben. Ich übe, nicht zurück zu hassen – ein ungeheurer Kraftakt. Nicht zurück hassen - die Spirale der Gewalt kann nicht anders durchbrochen werden. Es gibt Menschen, die diese Haltung gelebt haben. Antoine Leiris verlor bei dem Terroranschlag auf den Pariser Konzertsaal Bataclan seine Frau. Gegenüber den Touristen postete er im Netz: „Freitagabend habt ihr das Leben eines außerordentlichen Wesens geraubt, das der Liebe meines Lebens, der Mutter meines Sohnes, aber meinen Hass bekommt ihr nicht!“

Dem Hass begegnen lässt sich nur, indem wir seine Einladung, so zu werden wie er, entschieden ausschlagen, dagegen das stärken, was den Hassenden so oft fehlt: Selbstvertrauen, Achtsamkeit und im Herzen Raum für Schöneres und Größeres als Hass.

Sonnabend, 23. März 2019

Die beiden Frauennamen Pua und Schifra sind in der blitzenden glitzernden Medienwelt kaum bekannt, zwei ungehörte Namen, aber unerhört ist die Geschichte, die sich hinter ihnen verbirgt. Sie spielt in der Bibel, im alten Ägypten. Die Israeliten, wichtige Wanderarbeiter im Wohlstandsreich am Nil, haben das Recht bekommen, sich überall anzusiedeln, das mächtige Reich braucht sie als Fachkräfte -und sie werden mehr und mehr. Der Herrscher, der Pharao, bekommt Angst vor ihrer wachsenden Größe und möglicherweise ihrem Einfluss. Der Pharao beschließt, ihren Lebensnerv zu treffen, ihnen die Zukunft zu nehmen: Alle männlichen Säuglinge sollen getötet werden. Und wer soll das tun? Die Hebammen. Pua und Schifra sind Hebammen.

Aber die Mordmaschinerie gerät ins Stocken. Pua und Schifra greifen dem Räderwerk in die Speichen. Sie verweigern den Tötungsbefehl des ägyptischen Herrschers und tun alles, um die Neugeborenen am Leben zu erhalten – aus Gottesfurcht, sagt die Bibel. Sie leisten zivilen Ungehorsam gegenüber einer lebensfeindlichen Anordnung - ganz ohne Garantie des Gelingens. Ihr Handeln ist ein Bravourstück weiblicher List. Sie weisen auf die Kraft der israelitischen Frauen hin, die geboren haben, noch bevor die Hebammen kommen. Der Pharao glaubt das, und wir erleben die Geburtsstunde der Ammenmärchen; ein listiger Widerstand! Und, was ich am meisten bewundere, sie sagen nicht diesen entsetzlichen Satz: Wenn *wir es nicht tun, tun es andere!* Sie handeln in der Hoffnung, dass es gelingt, ohne Garantie, ohne Kalkül. Sie handeln ohne diese bestechende Hoffnungslosigkeit, die einen dispensiert von jedem Tun. Ihre Namen heißen übersetzt Schönheit und Glanz. Pua und Schifra - Sie hatten weniger Angst vor dem Tod als vor dem falschen Leben. Wenn das keine Schönheit ist, kein Glanz!

Wenn wir im täglichen Leben sensibler werden für bedrohtes und gefährdetes Leben, wird es uns leichter fallen, auch im öffentlichen Leben Todesmächte zu erkennen und gegen sie aufzustehen. Die Pharaonen heißen heute anders, aber die Namen Schönheit und Glanz können noch immer wir alle tragen.